

# Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **8 (1928-1929)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der neue Erzieher soll sich „als kameradschaftlicher Lehrer zur Welt der Jugend herablassen und sie zu sich emporziehen“. Ist das nicht falsch angesehen, darf da von Herablassung und Emporziehung die Rede sein; soll die Jugend nicht Jugend bleiben solange wie möglich? und ist es etwas neues, daß der Lehrer ein väterlicher Freund sein soll? Erfreulich ist es, daß Wert und Adel der heimatlichen Sprache betont wird, aber das Vorwort strotzt von überflüssigen, durchaus keine besondere Schattierung des Gedankens gebenden Fremdwörtern wie Diskussion, Informationsorgan, Orientierung, konstatieren, referieren, Generation, resigniert. Ein Mitarbeiter setzt sich für Wert und Ehre der deutschen Sprache ein und erklärt ganz richtig „den Deutschunterricht als seelisches Zentrum“ der Schule, wobei er sich auf Nietzsche's Vorträge über die Zukunft unserer Bildungsanstalten hätte berufen können. Aber in der Ausführung dieses Gedankens handelt es sich nun nur um das Stoffliche, das der Unterricht zu bringen hat, nirgends um das Sprachliche. Und das nicht ohne innern Grund, denn auch dieser Mitarbeiter schreibt eben Berliner- oder Europäer-Deutsch, er maturiert, er brilliert, destilliert und detailliert, kennt nur Prozeduren und Situationen. Von Wert und Ehre der deutschen Sprache ist wahrlich wenig zu spüren. Daß Goethe, um gleich den Einwand vorweg zu nehmen, gegen enge Fremdwörterjagd aufgetreten ist, ist nicht für jeden Schreiber ein Freibrief, ja wenn er daneben soviel wie Goethe für die deutsche Sprache täte! und für Zeus gelten andere oder überhaupt keine Gesetze!

G d. B n.

---

## Bücher-Rundschau

---

### Zur Reformation.

**Karl Brandi: „Die deutsche Reformation“ (Band 2, erster Halbband, der „Deutschen Geschichte“, herausgegeben von Erich Marcks), Leipzig, Quelle & Meyer, 1927; XV und 364 Seiten.**

Wenn dem Rezensenten eine Spezialuntersuchung vorliegt, so wird er festzustellen versuchen, ob und inwiefern ein Fortschritt der Forschung über ihren bisherigen Stand hinaus erreicht worden sei; bei einem Buche über die Deutsche Reformation handelt es sich dagegen in erster Linie um die große Angelegenheit wissenschaftlich-künstlerischer Gestaltung. Was der Verfasser weiß und technisch kann, ist selbstverständlich von Bedeutung; wichtiger aber ist das Andere: Die Weite, die sein Blick umfaßt, die Art, wie er disponiert, das Prinzip, nach dem er auswählt, die Geisteshaltung, in der er urteilt, der Stempel, mit dem er prägt. Jede historische Gestaltung großen Stils ist ein Unternehmen, bei dem es um das Höchste geht, was der wissenschaftliche Mensch zu leisten hoffen darf. Jede Geschichte der Deutschen Reformation ist mehr als nur eine wissenschaftliche Angelegenheit, ist eine Angelegenheit der allgemeinen Kultur. Man wird an sie mit hohem Respekt und mit hohen Ansprüchen herantreten.

Diese Betrachtungsart rechtfertigt sich in besonderem Maße gegenüber dem vorliegenden Werke des Göttinger Historikers Karl Brandi. Sein Buch kann in die Reihe der großen Reformationsgeschichten eingestellt werden: Vor 80 Jahren Ranke's „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“, vor 40 Jahren Friedrich von Bezolds „Geschichte der deutschen Reformation“. Man freut sich, daß heute Brandi, wenn auch im Ausmaß bescheidener, sich dazu gestellt hat. Ranke gegenüber nimmt er selbst für jede Generation Recht und Pflicht in Anspruch, immer wieder neu die Ergebnisse der Forschung gestaltend zusammenzufassen; auch daß sein Buch jetzt neben dem selten gewordenen Bezold steht, hat seine gute Berechtigung. Natürlich ist gar keine Rede davon, daß nun das eine oder das andere „ersetzt“ worden sei. Geisteswissenschaftliche Leistungen hohen Ranges werden nicht „überholt“; Ranke und Jacob Burckhardt beweisen es jeden Tag.

Die drei Werke lassen sich auch aus andern Gründen nicht ohne weiteres in Parallele setzen. Rantes deutsche Reformationsgeschichte umfaßt sechs Bände, diejenige Bezolds füllt einen Wälzer von annähernd 900 Seiten, Brandi begnügt sich mit einem handlichen Band von einigen 350 Seiten. Dadurch allein ist ein Problem besonderer Art gestellt: Wie ist das Kolossalgemälde in diesen Rahmen einzuspannen? Ohne Schwierigkeiten, Verzichte, Verluste pflegt derartiges nicht abzugehen.

Brandi hat die umfassende Weite der Konzeption nicht opfern mögen. Es ist vielmehr erstaunlich, wie weit er zurückgreift und ausholt, um die Entstehung der Reformation verständlich zu machen, um das Vielfältige der Verwurzelung, das Mannigfache der Verzweigung nicht einfacher erscheinen zu lassen als es war. Ebenjowenig verkennt sein Blick die ganz besonders reiche Problematik, die diesem Zeitalter eignet: Wie diese deutschen Verhältnisse im Europäischen, im Weltreiche Karls V. gelagert sind, wie Persönlichkeitswirkungen und Massenvorgänge zueinander stehen, vor allem: wie eine geistige Bewegung sich zum Politischen verhält, wie politische Verhältnisse durch geistige Mächte gestaltet werden, wie andererseits das Politische, auch das Wirtschaftliche, eine geistige Macht modifizieren. Daß all dies systematisch erörtert werde, war hier nicht zu erwarten. Aber die politischen Hinter- und Vordergründe, das Europäische und das Deutsche, das Wirtschaftliche und das Geistige, das, was schwer faßbar in den Massen lebt, und das, was den Einzelnen bewegt und ihn zu großen Wirkungen bringt, ist erkannt und mit eingestellt. Das Protestantische wie das Katholische ist mit derjenigen Anteilnahme ergriffen, die der echte Historiker den Erscheinungen als solchen entgegenbringt. Ich möchte sagen, daß das Gefühl großer Wirklichkeitsnähe den Leser bei Brandi nicht verläßt, und damit ist doch wohl sehr viel gesagt.

Jrgendwo aber mußte freilich der Zwang des engen Raumes spürbar werden. Man muß bei Brandi — notwendigerweise — auf den breiten Fluß historischer Erzählung verzichten. Die Darstellungsart erinnert an ein Mosaik oder vielleicht noch mehr an moderne Maltechnik, die dem Betrachter die Aufgabe überbindet, im eigenen Blick das Ganze zu erschaffen. Das anschauliche Detail mußte häufig wegbleiben. Gleichwohl behält die Darstellung sehr viel Relief und verfällt nicht ins Abstrakte. Höchst energisch nützt der Stil jede Ausdrucksmöglichkeit. Was zu Luthers Leben und Art gesagt wird, ließe sich auf knappem Raume zusammenstellen; gleichwohl steht die Gestalt da und beherrscht die Dinge so weit hin, als ein wohlervogenes historisches Urteil es ihr zugestehen will.

Daß ein so gefaßtes Buch leicht zu lesen sei, wird man nicht erwarten. Nicht ohne Mühe und Mitarbeit folgt man dem Verfasser aus dem 15. Jahrhundert zum Augsburger Abschluß von 1555. Jeder Satz sozusagen ist mit Anschauung und Gedanken gesättigt: Man hat mit- und durchzudenken und wird sich belohnt finden.

Ich möchte vollständig davon absehen, Einzelnes zu berühren. Das Buch gibt sich als Darstellung, die überall wohl unterbaut ist, aber auf jede Auseinandersetzung wissenschaftlicher Kontroversen, selbst auf alle Anmerkungen verzichtet. Soweit mir ein Gesamturteil zusteht, halte ich das Bild für groß und richtig gesehen. Außerlich stellt sich das Buch nach Gewand und Druck vorteilhaft dar und bietet in 20 trefflichen Bildern (meist Porträts) schönes Anschauungsmaterial.

Schließlich: Brandis „Deutsche Reformation“, der die Darstellung der Gegenreformation folgen soll, ist der ersterschienene Halbband einer Deutschen Geschichte, die Erich Marcks herauszugeben unternommen hat, und die den Fachgenossen wie allen Freunden geschichtlicher Literatur eine Reihe wertvoller Bände verheißt, entsprechend der Persönlichkeit des Herausgebers, dessen Wille und Talent stets auf die große, künstlerische Geschichtsschreibung eingestellt waren.

**Gedenkschrift zur Vierhundertjahrfeier der bernischen Kirchenreformation. Herausgegeben vom evangelisch-reformierten Synodalrat des Kantons Bern. Verlag Grunau, Bern. I. Bd. 388 S. III. Bd. 158 S.**

Durch die Reformation ist zu einem wesentlichen Teile das Bild der heutigen Schweiz geschaffen worden. Wie alles in der Schweiz geschah auch die religiöse Umwälzung nicht einheitlich, sondern in jedem Stand, ja vielfach in jeder Talschaft anders. Auch die Geistesgeschichte ist eben weitgehend ein Spiegelbild der politischen Entwicklung. So begehen denn in diesen Jahren die einzelnen schweizerischen Kantone die vierhundertste Wiederkehr der Reformationszeit einzeln für sich, entsprechend dem Gang der damaligen Ereignisse. Dieses Jahr ist nun die Reihe an dem Kanton Bern. Zur Feier der Gedenkzeit ist hier u. a. eine umfassende Geschichte der Reformation auf wissenschaftlicher Grundlage, aber in gemeinverständlicher Form vorbereitet worden. Im Kanton Bern war die Reformation eine merkwürdige Mischung von lebhaftem Geisteskampf und staatspolitischen Erwägungen und Maßnahmen. Der größte Stadtstaat der Schweiz, ja des gesamten deutschen Gebiets befolgte auch in diesem Falle eine entschlossene Politik. Lange zurückhaltend, gingen die politischen Machthaber nach ihrem endlichen Entschluß auch an eine durchgreifende, saubere Lösung der Frage. Die bernische Reformationsgeschichte ist so einmal ein Stück Geistesgeschichte, dann aber auch ein Stück bernischer Staatsgeschichte. Und nebenher geht die Reformation im Jura auf andern geistigen Grundlagen und in andern Formen sich abspielend, schließlich aber nur durch die bernische Politik zu einem wenigstens teilweise dauernden Erfolge geführt. Dieser Dreiteilung der bernischen Reformation entspricht die Gedenkschrift in ihren drei Bänden. Zwei davon sind bereits erschienen; der dritte Teil, aus der Feder von Prof. Feller, mit seiner Schilderung des bernischen Staates jener Zeit, ist noch zu erwarten. Was bis jetzt vorliegt, zeichnet den Gang der eigentlichen Reformation im bernischen Gebiet und im Jura. Die Arbeiten beruhen auf umfassenden Studien. Sie sind ruhig und sachlich gehalten. Sie geben damit einen tiefen Einblick in ein wichtiges Stück bernischer und eidgenössischer Geschichte. Auf das Gesamtwerk wird nach dem Erscheinen des Schlußteils noch zurückzukommen sein.

S e k t o r A m m a n n.

\* \* \*

Ist das wissenschaftliche Geschichtswerk die Grundlage, auf der die Rekonstruktion der Vergangenheit erfolgt, so sind die aus der Einbildungskraft des Dichters hervorgehenden historischen Erzählungen oder Romane das geeignetste Mittel, vergangenes Geschehen der Vorstellungswelt der breiten Massen zu vermitteln, im Volk Geschichte und ihre führenden Persönlichkeiten lebendig zu erhalten oder neu zu beleben. Unter den mancherlei literarischen Neuerscheinungen dieser Art, die sich mit jener großen europäischen Geistesbewegung befassen, die man als Reformation bezeichnet, möchten wir nur auf zwei hinweisen, die uns dieses Hinweises besonders wert erscheinen. Es ist einmal die unter dem Titel „**Reformation, Ein Heldenbuch**“ (Grethlein-Verlag, Zürich, 1928; 340 S.; Fr. 9.50) erschienene Reihe von „Episoden aus der großen Zeit unserer Glaubenserneuerung“, wie sich ihr Verfasser **Emanuel Stifelberger** ausdrückt. Und zweitens die Neuauflage des erstmals 1870 erschienenen Lutherromans **Levin Schüding's „Luther in Rom“** (Verlag Paul Müller, München, 1928; 509 S.; M. 6.50).

Stifelberger schreibt im Vorwort, er habe diesmal bewußt auf überlieferte Kunstformen verzichtet. Seine Darstellung, die sich an das geschichtliche Geschehen anlehnt, ist aber trotzdem packend und spannend, die Sprache dramatisch, kernig und hält sich in Ton und Wortwahl gern an zeitgenössische Vorbilder. Man möchte der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung etwas von dieser Anschaulichkeit und bildlichen Gestaltungskraft wünschen. Zwei „Episoden“ — denn Novellen sollen es ja keine sein — haben es uns besonders angetan: diejenige mit **Niklaus Manuel Deutsch**, dem Berner Dichter und Maler, als Hauptgestalt, und diejenige, die **Luthers** Erscheinen und Auftreten auf

dem Reichstag zu Worms zum Vorwurf hat. Niklaus Manuel Deutsch hat mit seinen Spottliedern und seinem gegen Roms Mißwirtschaft gerichteten Fastnachtsspiel nicht wenig dazu beigetragen, der neuen Lehre schließlich auch in Bern — wo im Vergleich zum Zwinglischen Zürich alles etwas längere Zeit brauchte — zum Durchbruch zu helfen. „Sollen wir uns bejinnen, bis alle andern die neue Lehre ergriffen haben? Es mueß düre drückt ih, und wenn's alle Hünd i de Schwänze weh tät!“ — In Luthers Auftreten in Worms kommt so recht der Gegensatz zur Darstellung zwischen dem in seinem Volk verwurzelten, für die Eigenkirchlichkeit seines Volkes kämpfenden Wittenberger Mönch und dem land- und sprachfremden Inhaber der deutschen Kaiserkrone, Karl V. „Das ist das Unglück — heißt es von diesem aus dem Munde eines jungen deutschen Ritters —, daß er weder Fläme, noch Deutscher, noch Spanier ist; jezt gerade, wo sich jedes Volk auf sein Ich bejinnt. Eine fatale Mischung, in der sich keine Eigenschaft eines Stammes ganz auswaschen kann: die eine hindert die andere... Wir haben einen fremden Kaiser, das schlecht keine Geiß weg!“

„Von Rom soll die Reform ausgehen, wo alles erlaubt ist, außer die Wahrheit zu sagen und ein gottselig Leben zu führen? Rom — nein Rom ist der Hölle zu nahe.“ Diese Worte legt Stichelberger Luther in den Mund. Der Schilderung, wie Luther als 17jähriger Augustiner-Mönch Rom kennen lernte, ist der Roman Schückings gewidmet. Ein farbenprächtiges Bild der damaligen Sitten und Kultur entrollt sich vor den Augen des Lesers. Zwei Geisteswelten prallen in ihren berufensten Vertretern aufeinander: in Rafael, dem Schönheitstrunkenen Verehrer antiker Sinnenfreudigkeit, der den Palast des Oberhauptes aller Christenheit mit heidnischen Bildern ausmalt, und im werdenden Reformator aus dem „querköpfigen und streitlustigen Deutschland“, dem Land der Gotik mit ihren himmelstürmenden Domen und ihren „langen mageren und verdrehten Heiligen“. Mit der etwas viel Raum beanspruchenden Rahmen-erzählung versöhnt man sich, wenn sich schließlich ihr innerer Zusammenhang mit Luthers späterer Kampfansage an Rom zeigt. Die eine der weiblichen Hauptfiguren, die Gräfin Corradina von Anticoli, erweist sich als letzte Nachfahrin der in Italien endenden Hohenstauffer. Sie ist sich ihrer Abstammung von diesem ruhmreichsten mittelalterlichen deutschen Kaisergeschlecht bewußt und übergibt dem nach all den bitteren Enttäuschungen über die Alpen heimkehrenden Wittenberger Mönch nachgelassene Aufzeichnungen ihres Ahnherren Friedrich II. zum Vermächtnis mit den Worten: „Ihr werdet mit dem Staufer-Erbe der Staufer Untergang an ihrer Verderberin, der Kirche, rächen.“

D.

### Aus der mitteleuropäischen Geistesgeschichte.

Felix Weingartner: „Lebenserinnerungen“. 1. Band. Orell Füßli, Zürich (1928).  
Mit 24 Abbildungen, 377 Seiten.

Wer Weingartner nur als Dirigenten kannte, erlebt eine tiefe Bereicherung, macht er sich sein Buch zu eigen. Eine Fülle der Geister und Gesichter taucht aus diesen Blättern auf, Jahrzehnte der mitteleuropäischen Geistesgeschichte werden lebendig. Denn Weingartner hat viel erlebt und wohl alle bedeutenden Musiker seiner Zeit persönlich gekannt. Die Erinnerungen umfassen vorläufig nur die Jahre 1863—1891, also bis zur Berufung Weingartners ans Berliner Opernhaus. Niemand wird diesen 1. Band lesen, ohne sich warm nach dem folgenden zu sehnen und dem Verfasser im übrigen ein langes, gesegnetes Leben zu wünschen. Gern wird Weingartner stets als der „liebenswürdige österreichische Dirigent“ geschildert. Gottlob ist er aber mehr als nur „liebenswertig“: ein großer Musiker, ein wahrer Dichter, ein edler Mensch spricht aus seinem Werke. Vertrautheit mit den großen Erscheinungen der Weltliteratur erhebt ihn über so manchen Nur-Musiker und vertieft den Wert seines Buches weit

humorvolle Natur zu sein, weiß Weingartner Humor und Witz zu schätzen; wie viele köstliche Worte überliefert er uns! So wenn er vom Intendanten erzählt, der Weingartners „Sakuntala“ und Wagners „Walküre“ sittlich reinigt, so daß Siegmund statt von der Schwester Sieglinde zu singen hat: „Die bräutliche Base befreite der Better!“ Oder wenn Liszt ein bildhübsches Fräulein, das ihm schlecht vorspielt, sanft gegen die Türe dreht, mit dem Rat: „Heiraten Sie, liebes Kind.“ Anflüge von Weichheit und von Mystik sind nicht selten. Sprach Weingartners Horoskop wirklich wahr? Ist ihm der ertrunkene König Ludwig II. leibhaft erschienen? — Weingartner bemüht sich, gerecht und milde zu sein, oder nein: er ist gerecht. Freilich, nicht überall wird Bedenken oder Widerspruch ganz schweigen. So werden manchen Leser die allerdings spärlichen politischen Andeutungen vielleicht befremden. Wenn Weingartner die Kölner Domtürme mit dem Wiener Stephansturm vergleicht, erscheint ihm dieser „als ein Symbol der Mission, die das alte Österreich und seine Hauptstadt zu erfüllen berufen waren, und um die es sich endgültig in jenem Augenblick gebracht hat, als es, verführt und verblendet, den Krieg begann.“ — Von wem verführt? — Sehr böse wird auch Wilhelm II., der „gekrönte Dilettant“, beurteilt. Fast erschrafen wir, wenn Weingartner einmal Wagner, den Verächter aller Auszeichnungen, mit einem Ordensstern aufmarschieren läßt. Doch das Rätsel löst sich: er hat den von einem orientalischen Fürsten gleichen Tags erhaltenen Orden nur mitgebracht, um ihn seinem ersten Blumenmädchen zu schenken, nachdem er den Stern bereits auch seinem großen Lieblingshunde umgehängt hatte. Nicht jeder Wagnerfreund liebt Weingartner, der ihm als eigenwilliger Dirigent und Urheber böser Striche galt. Umso dringender seien dem Zweifler diese Lebenserinnerungen empfohlen. Sie überraschen durch ihre Fülle gut erzählter, vielfach noch nicht bekannter Einzelheiten von Wagner und Liszt, ihren Werken und Bayreuth. Nur Cosima Wagner wird wohl zu kalt erfaßt. Weingartner wirft ihr vor, sie hätte allzu selbstherrlich eine eigene Überlieferung für die Wiedergabe der gewaltigen Werke Wagners geschaffen, hätte Dirigenten und Regisseure da und dort ihren Willen aufgezwungen. Wohl mag Weingartner hierin recht haben; nur sei die Frage gestattet, ob ohne diesen Willen Bayreuth überhaupt lebendig erhalten worden wäre? Zwei Überzeugungen stoßen da aneinander, die sich so wenig ganz versöhnen lassen wie Cosimas und Weingartners Ansichten vom Einfluß der Kasse. „Darin werden wir uns wohl nicht verstehen, lieber Weingartner,“ sagte Frau Wagner mit kühler Ruhe. Auch über die Bedeutung der Leitfäden H. von Wolzogens läßt sich rechten. Weingartner hielt Motivbenennungen zuerst für überflüssig, dann sogar für schädlich. Und doch betont er anderswo, daß „die Stärke der Wirkung eines musikalischen Dramas weder im Orchester noch im szenischen Beiwerk, sondern darin liegt, daß der Zusammenhang des Wortes mit der Musik verständlich wird.“ Da geht Weingartner sicher mit Bayreuth einig. Und wie herrliche Worte findet Weingartner für Liszt, auch für den Komponisten, und gar für Richard Wagner: . . . „mit Wagner, dem großen Idealisten, hat dieser Winter nichts zu tun. Ein unbewußtes Sehnen zittert durch die unruhige, gnußgierige und doch oft rätselhafte genügsame Menschheit, wieder einer ähnlichen Erscheinung zu begegnen, um sie dann, wenn sie einmal da wäre, wieder mit Stumpfsinn und Haß zu verfolgen.“

Für gebildete Familien mögen Weingartners Lebenserinnerungen wohl zu einem Lebensbuch werden. Ein so reichhaltiges, anregendes, feines Buch ist lange nicht mehr erschienen. Solcher Bücher kann es ja nur wenige geben. Zum Vorlesen eignet es sich wie selten eines. Sein Verfasser sehnt sich darnach, wieder als Knabe „anthropos“ deklinieren zu können. Uns scheint, der jetzt in Basel wirkende Weingartner sei jugendfrisch und dekliniere wirklich Menschen. Mögen wir nach dem Schöpfer der „Sakuntala“ und des „Malawika“ bald im folgenden Band auch den Dichter und Komponisten des „Genesius“ und des „Drestes“ kennen lernen dürfen.

Karl Alfons Meher.